



Industrie trifft Barock: Die benachbarten Städte Eisenhüttenstadt und Neuzelle bieten dem Besucher reizvolle Gegensätze.



Fotos: Thiede

Zwischen zwei Welten

Nah beisammen: Barocke Pracht und Klosteratmosphäre in Neuzelle sowie stalinistische Plattenbauten und einstürzende Altbauten in Eisenhüttenstadt – Eine Reise in Deutschlands Osten **VON ROCCO THIEDE**

Mit „Einstürzenden Altbauten“ – so könnte der erste Eindruck des Besuchers, der mit dem Regionalexpress RE 1 auf dem Bahnhof in Eisenhüttenstadt ankommt, beschrieben werden. Scheibenlose Fensterlöcher scheinen den Gast vorwurfsvoll anzuglotzen und zu fragen „was hast Du hier verloren?“ Mit seiner grünen Eisennietenkonstruktion und einem provisorischen grauen Blechdach wirkt der Bahnhof eher wie eine Berliner S-Bahnstation am Stadtrand, als der Zughalt einer eigenständigen Kommune mit etwa 27 000 Einwohnern. Auf dem Bahnsteig befindet sich ein schon länger verschlossener Kiosk in weinroter Farbe. In die Farbe haben sich „Ezdi“, „Adam“ und „Kemal“ bereits sichtbar mit ihren Namen verewigt. Andere oder dieselben Mauerkritzer haben in Versalien groß und sichtbar „ALBANIA“ auf die Wände des ehemaligen Kiosks geritzt.

Frauen mit langen Kleidern, Schleiern und Kopftüchern ziehen ihre schweren Rollkoffer hinter sich her – andere schieben

Kinderwagen. Fünf dunkelhäutige Jugendliche mit Baseballcaps eilen derweil aus dem einzigen Zugang zum Bahnsteig, die Treppen eines Tunnels hinauf – um den Zug noch zu erreichen. Der zweite Zugangstunnel zum ehemaligen Empfangsgebäude, in dem es tatsächlich noch einen Schalter gibt, an dem man seine Fahrkarte erstehen kann, ist geschlossen. Also ist man gezwungen, einmal um das ehemals repräsentative Gebäude herumzulaufen, um seine Fahrkarte zu lösen. Das gründerzeitliche Bahnhofsgebäude in rotem Backstein ist von dieser Seite noch ganz gut in Schuss. Von hier fahren auch die Busse in die Stadt oder die angrenzenden Dörfer. Gleich hinter der Haltestelle hat jemand unübersehbar den Spruch an den Wand geschrieben: „Ich bin kein Rassist – ich hasse Euch ALLE“, den man so schnell nicht vergisst und der einem beim späteren Gang durch Stadt immer wieder einfällt.

Auf dem Weg in das Zentrum zu den heute denkmalgeschützten stalinistischen Plattenbauten der 50er und 60er Jahre wird der erste Eindruck vom Bahnhof Eisenhüttenstadt nicht aufgehellt. Einst prachtvolle Stadtvillen aus den 20er Jahren sind leer und verwaist. Die Türen und das Glas der Fenster sind zerstört. Öde Garagenkomplexe aus DDR-Zeiten wechseln sich ab mit Brachflächen voller Gestrüpp. In einer Nebenstraße trifft man vis-a-vis eines Baumarktes auf eine ausgebrannte große Werkshalle. „So stelle ich mir die Bronx

oder Detroit vor“, sagt ein junges Mädchen, das zum ersten Mal Eisenhüttenstadt besucht. „Wer eine Filmkulisse über die Trostlosigkeit in Ostdeutschland sucht, wird hier schnell fündig“, ist sich die Abiturientin aus dem nahen Berlin sicher. Weiter geht es vorbei am Gelände eines Motorradrocker-Clubs – gut gesichert mit Stacheldraht und einem hohen Zaun. Noch vor dem eigentlichen Zentrum folgen dann Tankstellen sowie Waschanlagen sowie die typisch gesichtslosen Zweckbauten, in denen sich Autohäuser, Supermarkketten oder Schnellrestaurants eingenistet haben.

Bevor der Besucher in Brandenburgs Osten und damit auch an Deutschlands Grenze zu Polen reist, wird er bereits im roten doppelstöckigen Regionalzug, der zwischen Cottbus und Magdeburg mit Halt und Umsteigemöglichkeiten in Frankfurt an der Oder sowie der Hauptstadt Berlin verkehrt, an die Nähe zur Grenze erinnert. Auf dem Handy geht per SMS eine Roaminginfo ein: „Willkommen in Polen. Für Anrufe nach Deutschland und in Polen zahlen sie 22,62 Cent je Minute.“ Mit einem historischen Abstand von einigen Jahrzehnten betrachtet, kann man den Bauten im Zentrum Eisenhüttenstadts – der nach eigenen Angaben „jüngsten Stadt Deutschlands“ – schon einige interessante Aspekte abgewinnen. Hier herrscht Klarheit der Architektur und Gliederung im Grundriss. 1953 lebten in der Stadt 2 400 Menschen. Sieben Jahre später waren es bereits zehnmal so viele – Dank des Eisenhüttenkombinats Ost (EKO), welches die SED ab 1950 ausbaute und in dessen Zuge die „erste sozialistische Planstadt“ nach Entwürfen des Architekten Kurt W. Leucht entstand.

Umgangssprachlich nennen sie die Bewohner selbst oft „Hütte“. Menschen aus den Ostbezirken Berlins haben die Namensgebung „Schrottorod“ – erfunden. Eisen stand für Schrott und „gorod“ kommt aus dem russischen und steht für Stadt, vermutlich, weil es durch die Besetzung der Roten Armee 1945 im benachbarten Fürstenberg, das heute Teil von Eisenhüttenstadt ist, eine russische Garnison gab. Auch mag eine Rolle gespielt haben, dass viele der Ideen bei der Stadtentwicklung von sowjetisch-kommunistischen Vorbildern kamen. Auf die Frage nach Sehenswertem in der Stadt wird der Fremde gelegentlich von Einheimischen auch auf das Sowjetische Ehrenmal von 1952 am Platz des Gedenkens verwiesen, wo über 4 000 Kriegsgefangene begraben sind.

Viele Gebäude im sogenannten neoklassizistischen Zuckerbäckerstil mit Balustraden, Torbögen, Säulen und Dekorationen wie die 1953 gebaute Großgaststätte „Der Aktivist“, das Friedrich-Wolf-Theater oder die Kitas, Schulen und Wohnbauten wurden Dank Denkmalschutzprogrammen und EU-Geldern für viele Millionen Euro restauriert. Die gesamte Wohnstadt mit ihrer 50er Jahre Architektur, erbaut nach

den „16 Grundsätzen des sozialistischen Städtebaus“ ist 94 Hektar groß und wurde bereits Mitte der 80er Jahre zu „Deutschlands größtem Flächendenkmal“ erklärt.

In den 60er Jahren wurden in Eisenhüttenstadt eine Reihe von Dokumentarfilmen gedreht mit Titeln wie „Ofenbauer“, „Sylvester am Hochofen“ oder 1992 „Eisenzeit“ von Thomas Heise. Zu den Menschen, die hier geboren wurden, gehören zum Beispiel der Performancekünstler Friedrich Lichtenstein (*1956), dessen Musikvideo „Supergeil“, das er für Edeka produzierte, ihn weltweit bis in die USA berühmt machte. Ein anderer nicht minder bekannter Eisenhüttenstädter ist der international gefeierte DJ, Komponist und Musikproduzent Paul van Dyk (*1971). Auch der DDR-Regimekritiker Rudolf Bahro (1935–1997) besuchte hier die Schule, genauso wie Tamara Bunke (1937–1967), die hier ihr Abitur ablegte. Bunke war eine enge Freundin und „Kampfgefährtin“ von Che Guevara in Bolivien.

„In meiner Geburtsurkunde steht noch Stalinstadt“, erzählt unweit einer Plattenbausiedlung eine Versicherungsangestellte, die hier geboren wurde und zur Schule ging. Als Anfang der 50er Jahre das Eisenhüttenkombinat Ost errichtet wurde, benannten die DDR-Oberen nach dem Tod von Josef Stalin am 5. März 1953 die neu entstandene Stadt – „die erste sozialistische Wohnstadt auf deutschem Boden“.

„Es mag hier kaum zwei Orte geben, die so unterschiedlich sind“

„In meiner Geburtsurkunde steht noch Stalinstadt“, erzählt unweit einer Plattenbausiedlung eine Versicherungsangestellte, die hier geboren wurde und zur Schule ging. Als Anfang der 50er Jahre das Eisenhüttenkombinat Ost errichtet wurde, benannten die DDR-Oberen nach dem Tod von Josef Stalin am 5. März 1953 die neu entstandene Stadt – „die erste sozialistische Wohnstadt auf deutschem Boden“.

Dank Fürstenberg hat Eisenhüttenstadt noch andere Seiten, als die monotonen DDR-Plattenbausiedlungen der 70er und 80er Jahre oder die interessante Planstadt, deren Bauten stark an die Gebäude der Berliner Frankfurter Allee (einst Stalinallee) erinnern. Sehenswert ist zum Beispiel vom nicht allzu fern Fürstenberg die imposante Schiffsschleuse, eine sogenannte Zwillingschachtschleuse mit einem Höhenunterschied von 15 Metern, die zwischen 1925 und 1929 gebaut wurde und nun ein „Technisches Denkmal“ ist. Das einst eigenständige Fürstenberg, dessen Wurzeln im 13. Jahrhundert liegen, hat eine Reihe historischer Häuser aus dem 18. und 19. Jahrhundert sowie direkt hinter der Oder die imposante Nikolaikirche aus rotem Backstein. Spätestens hier merkt der Besucher, dass sein Bild von Eisenhüttenstadt einseitig war und die Niederlausitzer Stadt an der Grenze zu Polen mehrere Gesichter hat.

Das Bild von den zwei Gesichtern, ja von zwei Welten, wird dem auswärtigem Besucher im nur wenige Kilometer entfernten Neuzelle mit seiner im 13. Jahrhundert gegründeten Zisterzienserabtei erst so rich-

tig bewusst. Es mag in Deutschland kaum zwei Orte geben, die einen so unterschiedlichen Charakter haben, wie die direkten Nachbarn Eisenhüttenstadt und Neuzelle. Für Reisende mit der Regionalbahn RE 1 ist Neuzelle der nächste Halt vom Bahnhof Eisenhüttenstadt in Richtung Cottbus und in nur fünf Minuten zu erreichen. Der staatlich anerkannte Erholungsort Neuzelle mit seiner Stiftskirche, dem Klosterensemble, eigener Brauerei, Museum, Internat und einem regen katholischen Gemeindeleben hat seinen eigenen Charme und bietet mit seinen Plastiken, der Architektur und Gärten viel für die Augen.

Man taucht in Neuzelle in eine eigene Welt ein, wo so gar nichts mehr an Eisenhüttenstadt erinnert. Kein Wunder, wenn die Touristenflyer schwärmen vom „Barockwunder Brandenburgs“ und dabei auf die 1268 von Markgrafen Heinrich dem Erlauchten aus Meißen gegründete und später barockisierte Klosteranlage in Neuzelle zu sprechen kommen. Das Klosterensemble gilt als das nördlichste Zeugnis süddeutschen und böhmischen Barocks in Europa.

Einst gehörte die Niederlausitz zu Böhmen und Sachsen, kam aber 1815 an Preußen, so dass das Kloster 1817 säkularisiert und der Klosterbesitz in ein preußisch-staatliches Stift Neuzelle überführt wurde. Zu DDR-Zeiten fand dann eine Zwangsverstaatlichung statt und erst nach der deutschen Wiedervereinigung kam es 1996 zur Gründung von „Stift Neuzelle“ als öffentlich-rechtliche Stiftung des Landes Brandenburg mit dem Ziel, die ehemalige Klosteranlage als Denkmal zu bewahren und sie der Öffentlichkeit sowie Wissenschaft, Bildung und Kultur zugänglich zu machen. Nach umfangreichen Baumaßnahmen, in die über 30 Millionen Euro flossen, erstrahlen Klosterkirche im Inneren und Äußeren mit spätgotischem Kreuzgang sowie die sie umgebenden Anlagen inklusive barockem Klostergarten in altem Glanz. Hier finden in den Sommermonaten Konzerte, das Musiktheaterfestival Oper Oder-Spree oder Ausstellungen statt.

Die Stiftskirche St. Marien – ein einst dreischiffiges gotisches Gotteshaus – ist heute katholische Pfarrkirche und seit 1946 auch Wallfahrtskirche für das Bistum Görlitz. Ihr Innenraum besticht durch Kreuzigungsgruppen, Heiligenfiguren und Engel in weißem Gips sowie den gemalten Darstellungen an Decken und Wänden aus dem Alten und Neuen Testament. Gleich neben der Kirche gibt es den Klosterschatz zu besichtigen und neuerdings auch die Präsentation der Neuzeller Passionsdarstellungen vom Heiligen Grab in einem eigenen neuen Museum. Im Ort selbst findet der Reisende kleine nette Restaurants, Dorfbäcker und Metzger mit regionalen Produkten sowie die Klosterbrauerei mit dem über die Region hinaus bekannten dunklen Bier „Schwarzer Abt“. Auch die Umgebung mit dem nahen Naturpark Schlaubetal lädt zum Wandern oder Radfahren ein. „Sehr idyllisch das Ganze“, bringt es ein Tourist aus Franken auf den Punkt, „hier findet man etwas für den Körper und Geist.“